

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Alle in demselben eingeklebten Manuskripte über- nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Wien-Rom.

In der österreichischen und der italienischen Hauptstadt haben sich die für die außerpolitische Entwicklung recht wichtigen Ereignisse abgespielt, die am Anfang und Ende dieser Woche stehen. Dort die Ernennung eines neuen Hauptes und eines neuen Mitgliedes im „gemeinsamen“ Reichsministerium, das nun eine ganz andere Zusammen- setzung zeigt als noch vor einem Jahre, hier die parlamen- tarische Bestätigung des Kabinetts Giolitti und einer Kriegspolitik mit einer geradezu überwältigenden Mehrheit. Das eine wie das andere dieser Geschehnisse, zumal die Balkanangelegenheiten immer den Kernpunkt der öster- reichisch-ungarischen Politik bilden, auf die Gestaltung der Dinge im nahen Osten nicht ohne Einfluß bleiben, und man muß sich fragen, wie die Dinge nun anzusehen sind.

Die Wiener und die Budapestter Presse stellt den neuen „Reichskanzler“, den Grafen Berchtold, der das „reiche Erbe Rehrnthals“, wie man sich dort ausdrückt, angetreten, als einen Staatsmann dar, dessen Herz und Sinn in seinen geheimsten Faltungen offen vor aller Welt daliegt. Er wird in seinen Heimatländern, da das allerleitendste Handzeichen ihn mit der Fortsetzung der letzten so scharf angegriffenen Rehrnthalschen Politik betraut, gewissermaßen als ein Minister mit gebundener Marschroute betrachtet. Wir möchten bei einem Diplomaten nie so weit gehen, in seiner Person am ersten Tage die Gewähr für die dauernde und geradlinige An- nahaltung eines bestimmten Programms zu sehen, angeht die Wandlungen, deren diese Menschenklasse, und mehr noch jener, deren die Welt ist, fähig sind. Aber man muß zugestehen, daß der neue Minister der Donaumonarchie die Fortsetzung der Rehrnthalschen Politik gerade in einem Augenblick über- nommen hat, in dem sich diese auf dem besten und dem inter- nationalen Frieden dienlichsten Wege befand, und daß er seine Wirksamkeit mit programmatischen Kundgebungen be- gonnen hat, die auf das Verharren in dieser Linie hindeuten. Er hat mit dem deutschen Reichskanzler gewechselt, voll der herzlichsten gegenseitigen Versicherungen, die aber bei dem unfraglichen Charakter der Bundesbeziehungen zwischen beiden Reichen weiter nichts dem Bemerkenswerten bieten. Aber er tauschte auch mit dem italienischen Mi- nister des Reichs Telegramme aus, die in so warmen und lebhaften bundesfreundlichen Tönen sprachen, daß sie nach der Wiener offiziellen Presse die „fest- stehende Tatsache der Erneuerung des Dreibundes“ verkünden. Noch interessanter aber war sein Telegramm an den russischen Premierminister Sokolow, und vollends die Depesche, die er von diesem erhielt und in der der russische Reichs- kanzler von der „auf die Erhaltung des Friedens gerichteten gemeinsamen Aktion“ der beiden Regierungen sprach. Das ist sehr allgemein und dunkel gehalten, kann aber auch auf bestimmte Dinge abzielen, die in diesem Augenblick, nach dem gestrigen Votum der römischen Kammer, wieder be- sonders aktuell geworden sind. Die russisch-österreichische An- näherung hat nichts Ueberauswärtiges mehr. Es war klar, daß Graf Berchtold dazu ausersehen war, sie zum Abschluß zu bringen, den Rehrnthals zerriß, wieder anzuknüpfen. Demnächst wird wohl auch der russische Votschafter Giers mit bestimmten Abmachungen über den baldigen Besuch eines Erzherzogs in Jaroslawo nach Wien zurückkehren. Damit wird man überall zufrieden sein können; auch die deutsche Politik steht tatsächlich nicht auf dem Standpunkt,

als ob nur schlechte Beziehungen zwischen Oesterreich und seinem russischen Nachbar die Festigkeit des Bundes zu- trammeln garantieren. Im Gegenteil, von der Beurteilung, die ein österreichisch-russischer Gegensatz mit sich bringt, haben wir während der bosnischen Krise gerade genug zu spüren gehabt. Etwas überrascht — natürlich angenehm über- rascht — würde man aber doch sein, wenn, wie das Sokolowskische Telegramm anzudeuten scheint, schon gewisse feste Verhandlungen getroffen sein sollten, die keinem anderen Zweck dienen könnten, als für das kommende Frühjahr der Erhaltung der Ruhe auf dem Balkan zu dienen. Darauf scheint ja auch die Antwort, die der Zar seinem montenegrinischen Besucher gegeben, hinzudeuten. Dann muß man annehmen, daß diese gemeinsamen Bemühungen auf ihre Wirkung in Rom und Konstantinopel berechnet sind.

Man weiß, daß Rußland sich in jüngster Zeit wiederholt vergeblich bemüht hat, am Goldenen Horn den Frieden zu vermitteln. Immer lautete die Antwort, daß, solange die Anerkennung der Annexion die Grundlage bilde, jedes Ein- gehen auf diese Vorschläge ausgeschlossen sei. Die Situation hat sich indes dadurch, daß das italienische Parlament mit einer überraschenden Einmütigkeit das Annexionsdekret (trotz- dem es ein Fehler gewiss) gutheißt, ein wenig geändert. Man hat in der Türkei, wenn man italienischen Blättern glauben darf, vielfach mit der Möglichkeit einer Ablehnung der Annexion und des Sturzes der Regierung Giolitti geredet. Jetzt steht man dort einem fait accompli gegenüber. Italien muß sich halten bis zum bitteren Ende. Das kann nun freilich die Türkei ruhig mit ansehen; der Krieg kostet sie fast gar nichts an Gut und Blut, und auch die Gefahr, die ihr durch italienische Machenschaften angeblich in Arabien droht, scheint, um sie einzuschüchtern, sehr über- trieben zu sein. Nur ist jede Hoffnung, daß Italien Tripolis wieder aufgeben, geschwunden, mag es sich dort auch jahrelang in außerordentlichen Schwierigkeiten aufreiben. Gibt nun die Türkei nicht nach, so wächst die Wahrscheinlichkeit, daß der Krieg doch noch nach Europa übertragen wird, daß alle die unzähligen Kleinen auf dem Balkan sich an ihm beteiligen. Vermutlich sichtet die Türkei diese Situation nicht; sie weiß genau, was sie an ihrer türkischen Armee hat. Aber man be- greift, daß Rußland und Oesterreich vor allen anderen Mäch- ten ein Interesse daran haben, diese Situation nicht entstehen zu lassen. Schon im Interesse ihrer gegenseitigen Beziehun- gen, wenn man von allen anderen ablieht.

Und so ist vielleicht ihre „gemeinsame Aktion“ jetzt darauf gerichtet, die Türkei, indem sie ihre Fernhaltung aller Feind- seligkeiten auf dem Balkan garantieren, einem Friedens- schluß geneigter zu machen. Das Italien dem Sultan die Fortdauer seiner geistlichen Suprematie in Libyen zuge- sprochen will, ist bekannt. Es wird sich sehr wahrscheinlich auch heute noch gern zu einer ansehnlichen Geldentschädigung bereit finden, die dem türkischen Staatschatz sehr ge- legen kommen müßte. Ob diese Bestrebungen in Konstan- tinopel Erfolg haben werden, ist im Augenblick noch nicht zu sagen, obgleich, wie man weiß, die türkische Regierung das Parlament aufgelöst hat, um freiere Hände zum Friedens- schluß zu haben. Aber man wird, wie uns scheint, nach den letzten Entwicklungen in Wien und Rom damit rechnen müssen, daß das Bemühen der Diplomaten, einen Ausweg für alle Beteiligten aus der fatalen tripolitischen Sackgasse zu finden, wieder lebhafter einsetzt.

„Die Frau in Haus und Beruf.“ Die Eröffnung der Ausstellung.

Vor dem Hauptportal der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ am Zoologischen Garten flammen in den flackernden mächtig aufsteigenden, dunkelfarbigen Pylonen offene Feuer. Pflanzen- mächtig des bedeutsamen Tages, an dem die von Frauenhänden zu- sammengebrachte und geordnete Ausstellung eröffnet werden soll. Orangefarbene Tuchgehänge, Fahnen, Zammengrün und eine dichte Reihe von blühenden Topfgewächsen schmücken die lange Front. Die Kaiserin, die das Protektorat über die Ausstellung übernommen hatte, wird erwartet, und die vielen Reugierigen, denen die Porten verschlossen sind, bilden ein von Schülerten geregeltes Spalier. Pünktlich um 11 Uhr fährt die Kaiserin in geschlossenem Wagen vor und wird begrüßt von Frau Kommerzrätin Hedwig Hedl, der Vorsitzenden der Ausstellung und des Deutsche Ingenieurklubs, und von Gräfin Harrach. In der Begleitung der Kaiserin, die ein lila Samtkostüm und einen schwarzen Hut mit großer weißer Feder trägt, befinden sich Gräfin Brodhoff, Gräfin Keller, Fräulein v. Gersdorff, Hauptmann v. Redern und Kabinettsrat Baron v. Spitzberg. Durch ein Doppelpalier von Damen und Herren wird die Kaiserin, die nach allen Seiten hin grüßt und vielen der Damen, die ihr persönlich be- kannt sind, die Hand reicht, zu dem rotgepolsterten Armisessel geleitet, der vor den Stuhlreihen der Ehrenpforte, in der Mitte der großen Halle, gegenüber dem offenen Empfangspavillon des Ingenieurklubs steht.

In dieser großen, von Frau Wille eingerichteten Halle, — an die sich dann die zweite, von Frau Oppler-Legband hauptsächlich in weichen Farbentönen dekorierte eigentliche Ausstellungshalle anschließt — wartet bereits die zur Eröffnungsfest geladene Gesell- schaft. Es sind mehr als zweitausend Einladungsarten ausgegeben worden, davon nur ein kleiner Teil für den unteren Hallenraum, die Mehrzahl oben für die Galerien. Da sich die Gäste unten um den Teppichbelegten und mit Blumen eingerichteten Platz vor dem Pavil- lon zusammenströmen, auf dem der eigentliche Festakt vor sich gehen soll, so hat man einen ziemlich freien Lichtraum über die große Halle und kann erkennen, daß alles ziemlich sauberlich auf seinem Platze steht, nirgends eine Lücke oder eine Unfertigkeit den Gesamteindruck stört. Auf einem breiten, tribünenartig aufsteigenden, durch Treppen gegliederten Aufbau an der Schmalseite zur Linken stehen, meist in weichen Kleidern, die Mitglieder der Dirigentinigen Fräulein Ida Giedler von der Hofoper und, in orangefarbenem Gewand, die Regi- stratorin Fräulein Maria Holgers.

Die Damen der Ausstellungsorganisation sind unten im Saale natürlich vollzählig zur Stelle; sie sind an den kleinen grünen Schlei- sen und anderen Abzeichen kenntlich. Mehrere Ritterinnen des Kaiser- Wilhelm-Ordens, des Luifenordens und zahlreiche Damen, die andere für weibliche Verdienste verliehene Auszeichnungen tragen, sind an- wesend. Zwischen den einfacheren Festkleidern sieht man sehr viel große Eleganz. Damen in allen Lebensaltern, junge Mädchen und Frauen — und sehr viel hübsche darunter — und weiblicherer Matronen. Die Damenwelt überwiegt natürlich, aber auch die Männer sind in ansehnlicher Zahl erschienen, um das Werk der Frauen zu ehren. Der Kultusminister v. Trottz zu Solz, der Handels- minister Sydow, der Staatssekretär des Reichsamts des Innern Dr. Delbrück, Ministerialdirektor Lewald und der ständige Ausstellungsminister Geheimrat Albert, Geheimrat Fried- berg, Bürgermeister Dr. Reicke, der Oberbürgermeister von Charlottenburg Schusterhus, Stadtrat Ramski haben sich

Ein Volksdichter.

Zum 80. Geburtstag Maximilian Schmidts, genannt Waldschmidt. (25. Februar 1912)

Karl Ettlinger (München.)

Zwei Freunde kehren aus der gemeinsamen Sommerfrische heim. „Wie war's?“ wurden sie gefragt. „Ist der Ort empfehlenswert?“ „Himmlich war's!“ sagte der eine. „Der liebliche See, die waldigen Berge, der biedere Menschenschlag — wunderbar!“ „Schönlich war's!“ sagte der Zweite. „Diese Schnakenplattage, diese steilen Gebirgswege, diese groben Bauernlöcher — nicht abge- malt müßte ich dort sein!“ „Wer von den Zweien hatte recht?“ Beide.

Sie sahen daselbe mit verschiedenem Auge. Der eine hört be- fellig eine Sängerin ein inniges Lied singen — der andere bemerkt, daß sie einen plombierten Vorderzahn hat; der eine schreiet lachend durch eine heitere Frühlingslandschaft — der andere sieht sich stöhnend um, ob immer noch kein Wirtshaus kommt; der eine deut, wenn er im Theater Siegfrieds Schwert gegen den Drachen geächtet sieht — der andere findet es geschmacklos, mit einem Stück Blech so wütend auf eine Masse Papier Maché einzuhauen.

Sie haben beide recht; der eine, weil es gegen das Urteil des Ge- fühltes keine Berufungsinstanz gibt, der andere, weil in der Tat eine Sängerin ihre Zähne so plombieren lassen soll, daß man's nicht sieht, und weil auch in der herrlichsten Frühlingslandschaft alle paar Stunden ein Wirtshaus stehen sollte, und weil man einem wohlher- zogenen Drachen nicht anschauen darf, daß er in einer Papierfabrik geboren wurde.

Die törichte Frage „wer hat recht?“ lautet leider auch immer wieder in der Kunstkritik auf. Wer hat recht, der Bildhauer, der sein Modell idealisiert, oder jener, der es getreu meißelt? Schiller, der den klugen Don Carlos zum Helden umschuf und ihn edle Verse sprechen läßt, oder Goethe, der seinem Götz ein oft zitiertes Kratzenwort in den Mund legt? Wer sieht die Bauern richtiger, Ludwig Thoma oder Gundacker oder Maximilian Schmidt?

Unnütze Frage! Jeder sieht sie mit seinen Augen, und jeder sieht sie mit den Augen der Liebe. Und jeder schildert das Gesehene in seinem persönlichen Stil. Die offiziöse Kunstkritik sollte es sich ab- gewöhnen, einen Dichter gegen den anderen auszuspielen. Solange ich Manes „Olympia“ bewundere, muß ich vergessen, daß es eine

ruhende Venus von Tizian gibt, solange ich Maximilian Schmidt lese, darf ich nicht an Ludwig Thoma denken.

Zum Böhmerwald eile ich freilich mit freudigem Herzen, da schöpfe ich gleich dem Antaios wieder kräftige Kraft aus der Muttererde, aus welcher die Quellen dieser Dichtungen entspringen. Ob und wie lange mich diese überdauern, wer kann es wissen? Das aber weiß ich gewiß, daß keiner mit wärmerem Herzen und reinerer Begeisterung für seine Heimat einzutreten vermag, als ich es getan und es noch fernerhin tun möchte.

So schrieb Maximilian Schmidt vor zehn Jahren in seiner Selbstbiographie. Sein warmes Herz und seine reiche Begeisterung für die Heimat sind in der Tat die beiden Eigen- schaften, die uns Schmidt liebenswert machen, denen er seine großen Erfolge verdankt. Mit ursprünglicher Frische erzählt und schildert er. Gewaltige, erschütternde Kraft ist ihm verlagert, dafür ist ihm in hohem Maße die seltene Erzählerkunst der Schlichtheit, der gewin- nenden Natürlichkeit zu eigen. Seine Konflikte sind nicht ausge- gräbelt, es gibt bei ihm keine psychologischen Rechenaufgaben, er „sah, sah und schilderte.“ Und da er alles mit einer feurigen Liebe zur Natur, zur Heimat sah, da ihm ein gemütlich-beschauflicher Humor angeboren ist, ward er bald einer der beliebtesten bayerischen Volks- schriftsteller. Sein gesunder Optimismus erhöhte die Popularität. „Ich habe bei der großen Auswahl meiner Stoffe mich mehr „der menschlichen Liebe“, als dem moralischen Defekt zugewandt. Ich wollte mich in meinen glücklichen Arbeitsstunden mit heiteren Bil- dern, nicht mit der Niedertraut besessen, welche gottlob doch nur in der Minderzahl ist.“

Schmidts Leben ist an Anfeindungen, aber auch an Ehrungen reich. 1866 erhielt er für hervorragende Tapferkeit den Militärverdienst- orden, zahlreiche Auszeichnungen wurden ihm als äußere Bestätigung seiner schriftstellerischen Erfolge zuteil. Ludwig II. ernannte ihn zum Hofrat, eine Reihe bayerischer Wäldere erhoben ihn zum Ehrenbürger, viele Böhmervereine zum Ehrenmitglied. Anerkennungschriften der größten bayerischen Dialektdichter ermunterten ihn auf seinem dichterischen Werdegang. Der Prinzregent gestattete dem begehrtesten Lobfänger des bayerischen Waldes, seinem Namen den Zusatz „ge- nannt Waldschmidt“ zu geben. An seinem Geburtstags- leuchtete eine Gedächtnisfeier, und schon jetzt, zu seinen Lebzeiten, ist ihm ein Denkmal im Gebirge errichtet.

So kann Maximilian Schmidt seinen achtzigsten Geburtstag ohne Bitterkeit begehen, er kann mit beschriebenen Wunden die Augen über die zweihundertjährigen Wände seiner Gesammelten Werke gleiten lassen und sich freudig der Erfolge erinnern, die ihm seine Erzählungen, Romane, Humoresken, Gedichte, Schauspiele und

Auffspiele gebracht haben. Mögen die Gestränge, die nur die „höchste, heilige Kunst“ gelten lassen wollen, immerhin indigern die Achseln tragen, wenn sie keine Volksstücke, „Der Worspater“ oder „Das Aus- tragelüber“, stürmisch applaudiert werden. Das Publikum, für das Schmidt geschrieben hat, wird ihn lieb behalten und in ihm den Mann verehren, der das Lied vom Böhmerwald, wo meine Bioge stand“ entdeckt, vervielfältigt und populär gemacht hat. Das Volk liebt seine Werke, weil sie aus volksliebendem Herzen geschrieben sind.

Tausend Zentner sind vor ihm...

Die Technik unseres Zeitalters wird sehr häufig charakterisiert als das Bemühen um Ueberwindung des Raumes. In Wirklichkeit gilt ihr Streben mindestens ebenso sehr der Ueber- windung des Gewichts. Das zeigte sich so recht deutlich bei der Vorführung einer Reihe ausgezeichnete technischer Filme, die im Verwaltungsgedäude der Siemens-Schuckert- Werke am Kgl. Hofplatz stattfand. Man wurde da unter anderem in ein großes Hüttenwerk geführt, wo die Eisenblöcke von mehreren hundert Zentnern Gewicht lustig und spielend hin und her transponiert werden, wie anderswo Altenbündel oder Stoffproben. Das Kinobild, das die gewaltigen Hebe- und Trans- portkräne von allen Seiten herbeirief, ihre Arbeitsweise in kürzester Folge nacheinander und in bequemster Weise vor Augen stellte, ließ diese bewunderungswürdige Ueberwindung ungeheurer Lasten beinahe als unwirklich, als ein phantastisches Spiel erscheinen.

Auf einem Eisenbahwagen kommen große Massen alten Eisens, sogenannter Schrott, an, die im Siemens-Martin-Ofen nieder- geschmolzen und zu neuem Material verarbeitet werden sollen. Die Stücke sind sehr groß, Teile von Maschinen, von Dampfesseln und ähnlichen umfangreichen Gebilden, und sie haben an den Bruchstellen abhöflich rauhe Konten, so daß es sehr unangenehm, beinahe un- möglich wäre, mit den Händen Teile von sie zu legen, die dann an dem Haken des Entladekrans befestigt werden könnten. Da hilft vor- trefflich eine Eigenschaft des Eisens: sein Magnetismus. Vom Kran herab senkt sich eine dicke eiserne Platte von ungefähr zwei Metern Durchmesser. Sowie diese in die Nähe des Schrotts kommt, fliegen auch die größten Stücke ihr zu. Denn durch einen in geeigneter Weise heringeführten elektrischen Strom ist die Platte magnetisch. Mit einer eleganten Bewegung schwingt der Kran seine schwebende Last heranzu, bis sie sich genau senkrecht über dem Punkt befindet, zu

Krieges funktionieren kann. Bilder Darm erhebt sich, der sich beständig wiederholt und den Redner schließlich völlig überdönt. Auch der Republikaner Ghiesia, bekannt durch seine Duell in der Affäre Baron Siemens, geißelt das Unternehmen in Tripolis und stellt zugleich die komische Behauptung auf, Deutschland habe in Bengasi Landen wollen. Auch Ghiesia wird durch Jurate aller Art unterbrochen. Schließlich sprechen noch Ghiesias Parteigenosse, der Republikaner Barzilai, sowie der Sozialist Enrico Ferri unter begeistertem Beifall für den Krieg, den beide als eine unbedingte Notwendigkeit bezeichnen. Die Welt hat sich überzeugt, ruft Ferri mit seiner Stentorstimme, daß Italien nicht mehr minorana ist, sondern volljährig geworden ist. (Angeheures Beifallstoben.) Zuletzt ergreift Giolitti das Wort zu einer kurzen Bemerkung. Er weist die Angriffe Turatis und anderen zurück und erklärt, keine fremde Macht habe die geringste Fression auf Italien ausgeübt. Die Expedition nach Tripolis sei ein alter Plan gewesen, wenn die Regierung ihn auch erst jetzt ins Werk setzte. Die Worte Giolittis werden von der Kammer stehend mit endlosem Beifall aufgenommen, der wohl zehn Minuten anhält. Dann erfolgt die namentliche Abstimmung über die Tagesordnung Carcanos mit der bereits gemeldeten überwältigenden Majorität. Die Tagesordnung besagt: Die Kammer geht, in der sicheren Überzeugung, daß dem allgütigen Göttergötze das Schicksal zu entspreche, zur Spezialberatung über. Schließlich wird in geheimer Abstimmung der Gesetzentwurf betreffend die Genehmigung des Dekrets vom 5. November 1911 mit 423 gegen 9 Stimmen angenommen.

Deutschland.

• Ueber die nächste Tätigkeit der **Wahlprüfungskommission des Reichstags** macht die „**Konservative Korrespondenz**“ folgende Mitteilungen:

Die Wahlprüfungskommission des Reichstags wird ihre nächste Sitzung zur Behandlung geschäftlicher Fragen am Mittwoch, den 2. Februar abhalten. Es sollen zunächst diejenigen Mandate geprüft werden, bei denen die Abgeordneten mit sehr geringerer Mehrheit gewählt worden sind. Es sind das die Abgeordneten Dr. Becker (gewählt in Alzen-Weing), Koelsch (Karl), gewählt in Rehl-Offenburg, Kaempf (Hortfchr. Sp.), gewählt in Berlin I und Haupt (Soz.), gewählt in Jerschow I und II.

Da der konservative Abgeordnete v. Brochhausen Vorsitzender der Wahlprüfungskommission ist, so darf man vielleicht die „**Kons. Korr.**“ in diesem Falle als sein Sprachrohr ansehen. Von den genannten Abgeordneten sind Dr. Becker-Spremlingen mit 2 Stimmen Mehrheit gegen Koell (Hortfchr. Sp.), Koelsch mit 8 Stimmen Mehrheit gegen Schwäler (Zentr.), Kaempf mit 9 Stimmen Mehrheit gegen Düwell (Soz.) und Haupt mit 7 Stimmen Mehrheit gegen v. Dyer'n (Kons.) gewählt.

• Von einer merkwürdigen **Denkschrift** eines zahlenskundigen **Zentrumsabgeordneten** sind in den letzten Tagen hier und da Andeutungen gemacht worden. Der Name des Abgeordneten wird nicht genannt und auch die „**Germania**“ spricht von ihm nur als von einem „nicht nur sehr eifrigen, sondern auch auf dem Gebiete des Etats und des „**Zahlenmaterials**“ sehr kundigen Abgeordneten“, was, wenn nicht auf den Abgeordneten Speck, dann in erster Reihe auf den zum mindesten „sehr eifrigen“ Abgeordneten Erberger schließen läßt. Aber wer auch der Verfasser sein möge, der Eindruck seiner Darlegungen ist offenbar gewesen, daß es sich dabei um einen Vorkhof gegen den Reichsfinanzsekretär Wermuth handelte. Dieser Eindruck wird auch nicht durch eine Darstellung der „**Kölnischen Volkszeitung**“, entkräftet, in der diese Privatarbeit des „sehr eifrigen“ Zentrumsmannes als relativ harmlos hingestellt wird. Es wird darin „festgestellt“:

Es handelt sich überhaupt um keine Denkschrift gegen Wermuth und seine Steuerforderungen. Was über den Namen des Verfassers gesagt wird, sind bloß ungenügende Mutmaßungen. Ebenso ist es falsch, daß es sich um eine offizielle Kundgebung der Zentrumsfraktion handelt. Der Zustand ist vielmehr folgender: Um den Wünschen eines Bundesratsmitgliedes entgegenzukommen, haben Abgeordnete des Zentrums eine vier Seiten umfassende Zusammenstellung der Einnahmen und Ausgaben des Etats mit sachlichen Begründungen gemacht, eine Arbeit, die jeder Kenner des Etats selber machen kann, wenn er die nötige Zeit, den nötigen Fleiß und das nötige Urteil über den Etat hat. Diese Aufstellung ist schon am 9. Februar fertig und am 10. Februar veröffentlicht gewesen, also ehe im Reichstag ein Wort über den Etat gesprochen worden ist. Der ganze Inhalt dieser vier Seiten umfassenden Arbeit ist kein Geheimnis, sondern kann jederzeit publiziert werden. Wie man also von einer Denkschrift oder einer Aktion des Zentrums gegen

Staatssekretär Wermuth reden kann, ist unerfindlich. Entweder sind die Zahlen richtig oder nicht. Es handelt sich nur um Zahlen und sachliche Angaben, und mit keinem Wort ist Staatssekretär Wermuth genannt, oder gegen ihn polemisiert. Es war dies ja auch gar nicht möglich, weil diese Zusammenstellung gemacht wurde, ehe Staatssekretär Wermuth überhaupt ein Wort zum Etat gesprochen hatte.

Man wird vielfach der Meinung sein, daß der Tatbestand durch diese Erläuterung noch erheblich kompliziert wird. Wenn die Denkschrift über den Etat mit ihren „sachlichen Begründungen“ jederzeit publiziert werden kann, nun, dann heraus mit diesem Fiederwisch! Aber schon jetzt kann gesagt werden, daß es höchst eigentümlich dastehen muß, wenn ein Mitglied des Bundesrats dem Zentrum oder einzelnen Abgeordneten dieser Partei gegenüber den Wunsch äußert, ihm über den Etat des Deutschen Reiches ein Licht aufzustecken. Das sieht ganz danach aus, als identifizierten sich einzelne Bundesstaaten oder doch ihre Berliner Vertreter mit dem Zentrum und wünschten sich darüber zu orientieren, nicht etwa, wie der Etat aussieht — denn das können sie aus der amtlichen Darstellung erfahren — sondern wie er durch die Brille des Zentrums erscheint. Daß diese Denkschrift nicht rein wissenschaftlichen Zwecken dienen sollte, ist ohnehin klar. Offenbar ist sie in der Absicht geschrieben worden, eine Wiedereinbringung der Nachlasssteuer als überflüssig erscheinen zu lassen, da der Etat ohnehin stark genug sei, um die Wehrlagen zu tragen. Das sieht nicht danach aus, als ob sämtliche Glieder der verbündeten Regierungen sich die Auffassung des Herrn v. Bethmann-Hollweg, der so gern „über den Parteien“ schweben möchte, zu eigen gemacht hätten. Sie scheinen sogar sehr stark geneigt zu sein, mit dem Zentrum im Dunkeln zu munteln.

• Aus den Kreisen des Handels wird uns mitgeteilt, daß Handel, Gewerbe und Industrie besonders nach den Erörterungen über die Frage der **Reduktion der neuen Wehrlagen** verfolgen. Gegenüber den Preisforderungen, wonach die Wiedereinbringung der Erbschaftsteuer ausgedehnt werden, dagegen eine Reihe von Steuern geplant seien, welche direkt und indirekt die Industrie, den Handelsstand, das Gewerbe und das Handwerk von neuem einseitig belasten würden, sei darauf hingewiesen, daß die gewerblichen Kreise mit aller Macht auf die Einbringung und Durchsetzung gerechter Steuern hinwirken und für diese eintreten werden. Der deutsche Gewerbestand ist für einseitig treffende und einzelne Erwerbsstände bevorzogene Steuern nicht zu haben.

Die Münzprägungen für das Etatsjahr 1912.

Zu der letzten Bundesrat erteilten Ermächtigung zur Ausprägung neuer Silber-, Nickel- und Kupfermünzen schreibt man uns: Es werden im Etatsjahr 1912 für 30 Millionen Mark Silbermünzen geprägt werden, darunter Dreimarstücke für 21 Millionen, Zwei- und Einmarkstücke für 4½ Millionen. Das Münzgesetz von 1909 hat eine Ausprägung von Silbermünzen in Höhe von 20 Mark auf den Kopf der Bevölkerung festgelegt. Nach Fertigstellung der bisher festgestellten Prägungen, mit Ausnahme der für das neue Rechnungsjahr festgelegten, wird sich die Kopfquote auf 16,9 Mark belaufen. Wenn die neuen 30 Millionen Silbermünzen zur Ausgabe gelangt sind, wird sich die Quote auf 17,3 Mark erhöhen. An Nickelmünzen gelangen im nächsten Jahre Zehnpennigstücke für 5 Millionen zur Ausprägung; an Kupfermünzen Zwanzigpennigstücke für 2 Millionen, und Einpennigstücke für 3 Millionen. An Nickelmünzen und Einpennigstücken hatte sich eine vermehrte Nachfrage bei der Reichsbank herausgestellt. Im vergangenen Jahre wurden Silbermünzen im Werte von 40 Millionen Mark ausgeprägt. Von den neuen Münzfundamenten an Zehnpennigstücken sollen auf Wunsch des Bundesrats innerhalb von vier Jahren 5 Millionen Mark ausgeprägt werden, davon wird im laufenden Etatsjahr die Hälfte und die andere Hälfte im Jahre 1912 zur Prägung gelangen. Von Zehnpennigstücken sind im letzten Jahre keine neuen Stücke ausgeprägt worden, von der letzten Ermächtigung des Bundesrats kann noch ein Rest von 10 Millionen Mark ausgeprägt werden. Seit Beginn der Ausgabe des Reichsmünzen im Gesamtwerte von rund 5,8 Milliarden Mark ausgeprägt und dem Verkehr übergeben worden. Der Ueberschuß aus den Silberprägungen des Reichs, der durch den sinkenden Silberpreis entsteht, beläuft sich auf 28 bis 34 Millionen Mark jährlich. Der Münzgewinn wird seit dem vorigen Jahre nicht mehr wie früher zur Verstärkung der Betriebsmittel, sondern unmittelbar zur Verminderung der Reichsschuld verwendet.

In Stuttgart sind die Verhandlungen rasch zum Abschluß gelangt, weil Straußens Bedingungen ganz den Wünschen der Stuttgarter Hoftheaterleitung entsprachen. Nach dem „Neuen Tagblatt“ wird beabsichtigt, etwa zweihundert der maßgebendsten Opernleiter und Musikkritiker Europas und Amerikas zu der Erstaufführung einzuladen.

• **Ein Streit um den Bart.** Unser Pariser Korrespondent telegraphiert: In der Oper droht ein neuer Streit. Diesmal ein Streit der männlichen Choristen. Man bereitet die Aufführung von Massenets „Roma“ vor, die kürzlich in Monte Carlo zum ersten Male gelungen wurde. In dieser Oper tritt ein Chor römischer Senatoren auf, die nach Angabe des Librettos und der historischen Forderung bartlos sein müssen. Die Pariser Operndirektoren haben von ihren Choristen verlangt, daß sie ihre Bärte verlegen. Die Choristen widerlegten sich auf das energischste; sie wollen eher in einen Streit eintreten, als daß sie ihre wohlgepflegten Bärte einer vorübergehenden Oper wegen fallen lassen.

• **Theaterchronik.** Anna Schramm muß noch immer das Bett hüten. Wenn die Krankheit der trefflichen komischen Akten so weit gehoben sein wird, daß sie wieder auftreten kann, sieht heute noch nicht fest.

Der hypo-kritische Schönberg.

L. S. Der Komponist Herr Arnold Schönberg hat eine Malinee mit eigenen Werken gegeben, die mir nicht gefallen haben. Ich nannte sie in Ausübung meines Amtes erfindungsarm und langweilig. Daraufhin greift er mich nun in der Zeitschrift „Pan“ persönlich an. Es spricht gewiß nicht für den Künstler in Schönberg, daß er, anstatt den Ursachen seiner Mißerfolge nachzuspüren oder stolz der Zukunft zu vertrauen, gegen einen ihm unbedeutenen Kritiker polemisiert. Indessen solche Dinge muß man wohl betrachten: dieser Groll ist zu natürlich, um nicht verständlich zu sein. Würde Herr Schönberg mich als schlechten Rezensenten hingestellt haben, so wäre auch kein Wort darüber zu verlieren. Aber er hat anderes, Schlimmes, getan, worauf ihm allerdings eine Antwort nicht erspart bleiben darf.

In seiner Anekdote wird der Komponist wichtig. Eine Eigenschaft, die man bisher an keiner Musik nicht bemerkt hat. Schallt man den Kern aus der städtischen Schale, so ergibt sich folgendes: Herr Schönberg freut sich, feststellen zu können, daß in meinem Referat statt des Pianisten Glosdon verträglich Egon Petri genannt ist, und benutzt diesen Zufall

Reichs- und Landesfinanzpolitik.

Die Etatsrede des hessischen Finanzministers.
(Telegramm unseres Korrespondenten.)

22 Darmstadt, 24. Februar.

Die Zweite hessische Kammer begann gestern ihre diesjährige Etatsberatung, die der Finanzminister Dr. Braun mit einem längeren Vortrage über die Finanzlage des Landes einleitete. Dabei unternahm er auch eine Exkursion auf das Verhältnis zum Reich. In finanzieller Hinsicht betrachtet, müsse durchaus anerkannt werden, daß die Reichsfinanzreform im Jahre 1909 im gewünschten Maße erreicht worden sei. Ob man dabei überall die richtigen Wege gegangen ist oder ob nicht die Vorläufer der verbündeten Regierungen vorzuziehen gewesen wären, darüber möge man sich, wenn man es noch für nützlich halte, im Reichstage unterhalten. (Beifall.) Mit der Beilegung der unerträglich gewordenen Fehlbetragswirtschaft des Reiches ist ganz besonders auch den Bundesstaaten ein großer Dienst erwiesen worden. Auf die Dauer ist jede gedeihliche Landesfinanzpolitik undenkbar ohne gleichzeitige Gesundheit der Reichsfinanzen. Deswegen habe es die hessische Regierung auch nur als einen unentbehrlichen Abschluß der Reichsfinanzreform angesehen und freudig begrüßt, daß man neuerdings wenigstens vorläufig und bis 1913 zu einer Festlegung der finanziellen Verhältnisse zwischen Reich und Bundesstaaten gekommen ist. Gleich allen übrigen Bundesstaaten habe man darum auch den Vor schlägen zugestimmt, darauf zu verzichten, daß die Ueberschüsse des Reichshaushalts auf die mit 80 Pfennig pro Kopf der Bevölkerung gezahlten Beitragsbeiträge der Bundesstaaten auf Grund der Vorschriften der Reichsverfassung zurücküberwiesen würden. Gleichzeitige habe ihnen diesen Entschluß die Tatsache, daß ein solcher Verzicht die Tilgung der Reichsschuld gestatte. Wie sich das dann in der Zukunft gestalten werde, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls aber ersieht der Regierung zurzeit in jedem Abkommen zu fordernde Preis für eine einseitige feste Regelung des Verhältnisses zwischen Reich und Bundesstaaten nicht zu hoch.

Ueber die Finanzlage des Landes äußerte sich der Minister wie folgt: Bei aller nach wie vor gebotener Vorsicht im Urteil über die Finanzlage des Landes dürfe er von dem Aussid für eine erhebliche Besserung reden. Er sei durchaus mit dem Finanzauschuss einer Meinung, daß unsere Finanzen als günstig zu bezeichnen seien, wenn nicht die Aufgaben einer Reform der Beamtenbesoldung und der Schuldenentlastung nicht vollständig in ihren Wirkungen vor Augen liege, dürfte ein optimistischer Urteil über unsere Finanzlage nicht gefällt werden. Der Minister stellte dann einen Vergleich des wachsenden Staatsvermögens mit der eigentlichen Staatsschuld an. Es übersteigt demnach das wachsende Staatsvermögen mit zusammen 642,6 Millionen die eigentlichen Staatsschulden von 418,5 Millionen um rund 224 Millionen. Allerdings sei früher die Kluft zwischen Vermögen und Schulden höher gewesen, und zwar noch im Jahre 1903 rund 242 Millionen. Man müsse sich aber unter allen Umständen davor hüten, die Finanzlage Hessens für innerlich ungünstiger anzusehen, als sie an sich und im Vergleich mit anderen Staaten ist. Der Minister drückt dann sein Einverständnis mit der jüngst zum Ausdruck gebrachten Auffassung der badischen Kammer, daß das Problem über die schlechte Finanzlage des Reiches, das nachgerade sprichwörtlich geworden sei, endlich aufzuheben müsse. Es wirke lähmend auf Handel und Wandel des Landes und habe Mismut und Gleichgültigkeit erzeugt. Es würde dadurch auch weiter eine Schädigung herbeigeführt, die sich im Laufe unserer Staatspapiere ausdrückt. Seit längerer Zeit verliert die hessische Regierung in dem bescheidenen Umfang, den die verfügbaren Mittel gestatten, durch planmäßige Aufnahme von Staatspapieren, die an die Börse zurückzuführen, die Tagesbewanungen der Kurse möglichst zu verhindern.

Zur Frage des Notoproprio

gab der Minister des Innern v. Homberg eine längere Erklärung ab, wonach eine derartige kirchliche Verordnung nach Artikel 5 Absatz 2 der hessischen Religionsordnung von 1875 keine rechtliche Geltung in Anspruch nehmen könne und auch keinesfalls Gesetz werden dürfe ohne staatliche Genehmigung. Diese staatliche Genehmigung sei übrigens auch gar nicht nachgefragt. (Beifall.) Der angeführte päpstliche Erlass stehe auch im Widerspruch zur hessischen Verfassung, wonach alle Gesetze vor dem Gesetz gleich sind und niemand sich einem ordentlichen Richter entziehen dürfe. In einem geordneten Rechtsstaate könne nicht gebildet werden, daß Staatsangehörigen das Verschweigen eines Rechtsvermögens erwünscht werde. Um einer Säkularisation des katholischen Erbes zwischen der katholischen Kirche und dem hessischen Staat vorzubeugen, habe die hessische Regierung bereits im November vorigen Jahres der bischöflichen Be-

F. E. Der achte Ibsenzyklus. Der achte! Ein stolzes Wort. Es gab viele Leute und auch Verehrer Ibsens, die oft gesagt haben, dieser Dichter sei nicht zu popularisieren. Dem gähen Otto Brahm und seinem Veffingtheater ist es nun doch gelungen. Ein Publikum, dem man anmerkt, daß es seinen Dichter kennt, befehlt das Haus bis zum letzten Platz, voll Spannung, aber auch mit einem sicheren Gefühl des Verständnis, der Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit. Es ist eine große und selten gewordene Freude, ein solches Auditorium zu sehen.

So begann auch gestern ein Ibsenzyklus, der achte seines Namens, und den Anfang machte, wie es sich gehört, „Der Bund der Jugend“. Ist ist diese Aufführung gerühmt worden, in ihrer belebten Klugheit, in ihrem Sinnreichtum, auch in ihrer farbigen Kraft, die Bühnendienst und nicht mehr, wie ehemals, einen in zager Ehrfurcht erschauernden Gottesdienst mit Ibsen treibt. Wassermaan, der frühere Stensgaard, ist zwar durch Heinz Monnard, der gar zu schwippsig spielt, nicht ersetzt, aber die Akteurenvernehmung des F. E. Sauer als Bratsberg und Reichers pfiffiger Bauernkopf als Landestob geben immer wieder unvergleichlich gute Bilder. Paula Somary spielt die Selma, Nora's Vorläuferin, und sie webt mit Glück den romantischen Faden in das realistische Gewebe des Lustspiels. Theodor Loss gibt dem Erl eine starke Empfindung. Im Reuheren ist er freilich weder Kammerherrnsohn noch Spektant. Die Rolle des Daniel Heire war seit Reinhardts Zeiten nie vollkommen gut besetzt. Auch Billy Froboße macht zu viel und ist mehr ein Schneider Medemmedes des Märchens als ein lustiger Jüngling Ibsens.

Dem „Bund der Jugend“ wird nun wieder einmal die lange Kette der Ibsenschen Gesellschaftscomedien folgen. Stets von neuem aber fragt man: Wo bleiben „Peer Gyn“ und „Kaiser und Galiläer“ und „Brand“? Das wäre die Krone auf Brahm's Werk als Ibsens Rohanmed, und, da er sich zum Abschied räufelt, könnte er für keinen besseren Epilog sorgen.

• **„Ariadne auf Naxos“ in Stuttgart.** Ueber die Erstaufführung von Straussens neuem Werk „Ariadne auf Naxos“ wird uns aus Stuttgart noch folgendes mitgeteilt: Das Werk war erst in Dresden, dann in München zur Aufführung angeboten worden. Die Verhandlungen zerfielen sich aber. In München deshalb, weil Speidel Reinhard für die Inszenierung ablehnte; in Dresden hatte man verlangt, daß Strauß die Bedingung, sein Werk selbst zu dirigieren, fallen lasse.

um den Anschein zu erwecken, als schriebe ich über Dinge, die ich nicht gehört habe! Ich will diese Kampfwortweise als unehrlich bezeichnen. Herr Schönberg steht lange genug im öffentlichen Leben, um zu wissen, wie leicht und häufig solche Verwechslungen vorkommen können. Wamabes werden sie nur, wenn es sich um Leistungen handelt, für die man das Unterscheidungsvermögen ohne weiteres beim Kritiker voraussetzen muß. Im vorliegenden Falle aber hat nicht einmal Nachlässigkeit den Irrtum verschuldet, denn sondersbarerweise war mir ein Programm zugesandt worden, auf dem der Name „Glosdon“ mit Tinte ausgeschrieben und dafür „Egon Petri“ hingeschrieben war, so daß ich annehmen mußte, der deutsche Pianist sei für den französischen Kollegen in letzter Stunde eingetragenen. Ich bin zwar ja nicht verpflichtet, die tausend Klavierblätter, die allabendlich vor mir in den Konzertsälen, oft in recht weiter Entfernung, sitzen, von Angesicht zu kennen, und selbstverständlich ist der Kritiker zum Teil auch auf das ihm auf Treu und Glauben eingehändigte Programm angewiesen. Das alles weiß Herr Schönberg und tut doch so, als ob Veranlassung zu mehr als einer einfachen Berichtigung vorläge! Ja, er geht noch weiter und versucht aus einem zweiten Satz meines Referates Kapital für seine Zwecke zu schlagen. Es ist da von der trostlosen Monotonie Schönberg'scher Lieder, deren ich acht bis zehn über mich ergehen, die Rede, und um diese Lieder noch näher zu charakterisieren, zieht er in einer Klammer hinzu, nach Texten von Stefan George, Maeterlinck und anderen: „Ich hätte ebensoviele noch mehr Dichter ansahnen können. Doch er Maeterlinck komponiert hat, wird Schönberg nicht leugnen wollen. Wenn nun wirklich Frau Winterpiss später das Lied mit Maeterlinck'schem Text einer Judisposition wegen fortgelassen hat — eine diesbezügliche Aufklärung ist während meiner Anwesenheit im Saale nicht erfolgt — was ändert das an der Richtigkeit meines Satzes, an meinem Urteil über die Lieder im allgemeinen, auf das es doch allein hier ankommt? Kein vernünftiger Mensch wird aus meiner Kritik die Behauptung herauslesen, ich hätte gerade dies Lied gehört. Aber Herr Schönberg klammert sich an Rebendungen, um von der Hauptsache abzulenken. Nicht der Pianist, nicht Maeterlinck haben zur Disjunktion, sondern Arnold Schönberg, und den — habe ich leider gehört. Und leider auch im „Pan“ gelesen! Ich glaube nicht, daß solche Angriffe das Vertrauen meiner Leser je erschüttern könnten. Herrn Schönberg aber will ich bekämpfen. Soweit er — was hoffentlich recht bald geschieht — bessere Musik macht, werde ich meiner Freude darüber den unerhöhtesten Ausdruck geben.